

Birgit Johler, Barbara Staudinger (Hg.)

**Von Dreideln, Mazzes
und Beschneidungsmessern**
Jüdische Dinge im Museum

Objekte im Fokus

Das Österreichische Museum für Volkskunde präsentiert Objekte und Sammlungen aus seinen Depots in einer spezifischen Ausstellungsreihe. Kuratorinnen und Kuratoren bearbeiten Teile der Sammlungen neu und entwickeln unterschiedliche Positionen auf das museale Universum der Dinge. Die Auseinandersetzung mit den Objekten bringt Erstaunliches zu Tage und wirft mitunter neue Fragen auf – zu den ‚Biografien‘ der Dinge, aber auch zur Geschichte der Sammlungen und des Museums.

Objekte im Fokus versteht sich als Beitrag zu einer aktuellen Sachkulturforschung in Museen.

Von Dreideln, Mazzes und Beschneidungsmessern

Katalog zur gleichnamigen
Ausstellung im Österreichischen
Museum für Volkskunde
21. Juni 2011 bis 16. Oktober 2011

Eigentümer und Verleger
Österreichisches Museum
für Volkskunde
1080 Wien, Laudongasse 15–19
Direktion
Margot Schindler
Fotografie
Paul Prader
Layout und Satz
Lisa Ifsits
Druck
Novographic, Wien
Ausstellungsgestaltung
Alexander Kubik

ISBN 978-3-902381-17-0
Alle Rechte vorbehalten
Wien 2011
© Österreichisches Museum
für Volkskunde

Birgit Johler, Barbara Staudinger (Hg.)

Von Dreideln, Mazzes und Beschneidungsmessern
Jüdische Dinge im Museum

Objekte im Fokus, Band 1

Diese kostbaren Dinge dürfen nicht ewig
in den Händen Fremder bleiben.
Sie bergen Erinnerungen an eine wunderbare
Vergangenheit.

Aharon Appelfeld, Der eiserne Pfad

Inhalt

- Vorwort
- 7 *Margot Schindler*
- 11 *Brigitta Schmidt-Lauber*
- 15 Gesammelt, verräumt, vergessen. Jüdische Dinge
im Österreichischen Museum für Volkskunde
Birgit Johler, Barbara Staudinger
- 34 Katalogteil
- 85 Verzeichnis der Autorinnen und Autoren

Objekte im Fokus: z. B. Jüdische Dinge

Die großen Brüche, Katastrophen und Verwerfungen im 20. Jahrhundert kennzeichnen auch die Sammlungs- und Ausstellungsgeschichte des Österreichischen Museums für Volkskunde. Gesammelt, um vermeintliche oder tatsächliche Verluste historischer Lebenswelten zu kompensieren, ausgestellt, um alte oder neue Identitäten zu dokumentieren und zu vermitteln, steht hier ein immenser zentraleuropäischer Sachkulturkosmos zur Verfügung, der je nach Wissensstand, Zeitgeschmack, gesellschaftspolitischen und persönlichen Interessenslagen gruppiert, kombiniert und interpretiert werden kann.

Ausgestellt werden kann in großen, an Sammlungen reichen Museen, wie dem Wiener Volkskundemuseum, jeweils nur ein Bruchteil der Bestände. Das heißt jedoch nicht, dass mit dem Rest der Sammlungsobjekte abseits der Schauräume nicht gearbeitet würde. Leihverkehr, Digitalisierung der Sammlung und damit verbundene Neu- bzw. Nachinventarisierungen, Pflege der Objekte und Restaurierung einzelner Stücke, wissenschaftliches Evaluieren und Neubewerten der Sammlungen bringen oft erstaunliches Material zutage: Serien von Dingen, gesammelt nach regionalen, chronologischen, ästhetischen Gesichtspunkten, unterschiedlich in Material und Dekor, doch bestechend aufgrund der Vielfalt möglicher Varianten oder aufgrund eines speziellen, besonders interessanten Sinnzusammenhangs.

Dies hat uns veranlasst, eine neue Ausstellungsserie kleineren Formats zu entwerfen, die nicht permanent beziehungsweise schon länger nicht ausgestellte Sammlungsbestände

für einige Zeit in das Zentrum des Interesses rückt. »Objekte im Fokus« wird sich demnach vornehmlich mit unbekannteren Sammlungsbereichen des Österreichischen Museums für Volkskunde beschäftigen, aber auch mit jenen, die aus anderen Gründen in den Fokus aktueller Aufmerksamkeit geraten.

Eine Tagung zur Jüdischen Volkskunde im historischen Kontext etwa, veranstaltet im November 2009 in Kooperation mit dem Institut für jüdische Geschichte Österreichs, ließ uns verstärkt nach »Spuren des Jüdischen im Österreichischen Museum für Volkskunde« suchen¹. In den Sammlungen handelt es sich dabei im Wesentlichen um einen überschaubaren Bestand an Dingen, die sich mit jüdischer Geschichte in Verbindung bringen lassen und welche im Zuge der Auflösung traditioneller jüdischer Lebenswelten in den östlichen Ländern der Habsburgermonarchie den Weg von der Profanisierung von Ritualgegenständen, ihrer Wandlung zu Kunstgegenständen, bis hin zu Museumsexponaten gegangen sind². Bis 1938 waren sie selbstverständlicher Teil der Schausammlung, verschwanden mit der politischen Zäsur dieses Jahres jedoch in die Depots und wurden selbst bei der Neuaufstellung 1994 noch nicht wieder mit bedacht.

Birgit Johler und Barbara Staudinger kommt nun das Verdienst zu, diese Objektgruppe, die im Lauf der Jahrzehnte noch um das ein oder andere bemerkenswerte Stück erweitert worden war, ans Licht geholt zu haben. Sie entwarfen eine Lehrveranstaltung, im Zuge derer im Sommersemester 2011 eine Auswahl

1 Margot Schindler: »Alter Jude, Ton, glasiert« Spuren des Jüdischen im Österreichischen Museum für Volkskunde. In: Birgit Johler, Barbara Staudinger (Hg.): Ist das jüdisch? Jüdische Volkskunde im historischen Kontext. Wien 2010, S. 434–455.

2 Bernhard Purin: Dinge ohne Erinnerung. Anmerkungen zum schwierigen Umgang mit jüdischen Kult- und Ritualobjekten zwischen Markt und Museum. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde XLVII/96, 1993, S. 147–166.

aus der jüdischen Dingwelt des Museums mit Studierenden intensiv bearbeitet wurde, und setzten damit die kontinuierliche und überaus fruchtbare Zusammenarbeit des Wiener Volkskundemuseums mit dem Institut für Europäische Ethnologie der Universität Wien fort.³

Nach einem Pilotprojekt, das Claudia Peschel-Wacha im Herbst 2010 unter dem Titel »Mit Federkiel, Tinte und Streusand. Schreibzeuge aus drei Jahrhunderten« durchgeführt hat, können wir nun 2011, begleitend zur Ausstellung »Von Dreideln, Mazzes und Beschneidungsmessern. Jüdische Dinge im Museum« auch den ersten Band der neuen Katalogreihe »Objekte im Fokus« vorlegen. Wir glauben, damit ein schlankes Ausstellungs- und Publikationsformat zu initiieren, das uns erlaubt, regelmäßig interessante und aktuelle Ausschnitte aus dem reichen Fundus der Sammlungen des Österreichischen Museums für Volkskunde zu präsentieren.

Danken möchte ich an dieser Stelle Brigitta Schmid-Lauber für die freundschaftliche Kooperationsbereitschaft und für ihren offenen und beherzten Zugang zu Verein und Museum für Volkskunde von der ersten Stunde ihrer Professur in Wien an. Meinen ganz herzlichen Dank richte ich an Birgit

3 Zu erinnern sind allein aus den letzten Jahren die Projekte: »Zeit Raum Beziehung. Menschen und Dinge im Konzentrationslager Dachau«. Ausstellung als Ergebnis einer Projektarbeit von fünfzehn Studierenden am Institut für Europäische Ethnologie der Universität Wien (ÖMV, 2008, gemeinsam mit Michaela Haibl); Aus dem Fundus. Skizzen zur Objektanalyse im Museum. Publiziert in: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde LXII/LIII,

2008, S. 377–404 (gemeinsam mit Klara Löffler); die Ausstellung »Heilige in Europa. Kult und Politik« (ÖMV, 2010/2011, gemeinsam mit Herbert Nikitsch) und »Doing kinship with pictures and objects. A laboratory for private and public practices of art« (WWTF-Projekt 2009–2012, gemeinsam mit Elisabeth Timm), mit der Ausstellung »Familienmacher. Vom Festhalten, Verbinden und Loswerden« (ÖMV, 2011/2012).

Johler und Barbara Staudinger, die sich mit großem Enthusiasmus diesem Projekt gewidmet und das Buch und die Ausstellung in vielen zusätzlichen Stunden ins Werk gesetzt haben. Weiters zu danken ist dem gesamten hilfreichen Team des Museums, Hannah Landsmann vom Jüdischen Museum Wien für die Konzipierung eines Vermittlungsprojektes und nicht zuletzt den Studierenden für ihr Engagement und ihr Interesse an museologischen Fragestellungen.

Wien, im Juni 2011

Universität und Museum beziehungsweise universitäre Forschung und museale Sammlungs- und Ausstellungstätigkeit sind im Vielnamenfach wie überhaupt in den Ethnowissenschaften eng miteinander verwoben. Fachgeschichtlich gab es sowohl in der »Volkskunde« als auch in der Schwesterdisziplin »Völkerkunde« personelle, räumliche und inhaltliche Verzahnungen und vielerorts wurden Direktorensessel und Lehrstühle sogar in Personalunion von ein und derselben Person ausgefüllt. Auch wenn in Wien stets eine institutionelle Eigenständigkeit von Museum und Universitätsinstitut bestand, so existierte doch auch hier von Beginn an ein reger Austausch und waren beide Fachorgane stark aufeinander bezogen. Erstmals gewann das Fach in Wien im 1895 gegründeten Museum für österreichische Volkskunde Kontur – und sicher ist es der musealen Präsenz der Volkskunde mitzuverdanken, dass es sich hierzulande später auch auf universitärer Ebene als eigenständige Disziplin allmählich (erstmalig 1924 in Graz mit dem dortigen Leiter des Steirischen Volkskundemuseums Viktor Geramb) etablieren konnte. In Wien nahm Richard Wolfram als erster beamteter Professor für Volkskunde im Wintersemester 1938/39 die Lehrtätigkeit auf und wurde Vorstand des 1942 genehmigten »Instituts für germanisch-deutsche Volkskunde«. Es war dann wiederum mit Leopold Schmidt ein Museumsmann, der das Fach nach 1945 bis zur Gründung des »Instituts für Volkskunde« in Wien anno 1961 praktisch im Alleingang an der Universität vertreten hat. Und wenn die 1946 verliehene Venia Schmidts, des langjährigen Direktors des Österreichischen Museums für Volkskunde,

später von »Volkskunde« auf »Volkskunde einschließlich der einschlägigen Museumskunde« erweitert wurde, kann auch das als Hinweis auf die Notwendigkeit des Zusammenspiels musealer und universitärer Einrichtungen gesehen werden. Diese Notwendigkeit besteht nach wie vor.

Von vielen Traditionen und Gedankensträngen hat sich das Fach seither glücklicherweise verabschiedet und auf dem Weg zur Europäischen Ethnologie, Empirischen Kulturwissenschaft, Kulturanthropologie etc. neue Themen, Perspektiven und Aufgaben gefunden. Doch der dichte Austausch mit dem Museum ist dem Fach im Allgemeinen und dem Institut für Europäische Ethnologie in Wien im Besonderen ein anhaltend wichtiges Anliegen. Mit der Einführung modularisierter und stärker auf das Berufsleben ausgerichteter Studiengänge im Zuge des Bologna-Prozesses sind der Anwendungs- und Vermittlungsbezug kulturwissenschaftlichen Wissens und der Erwerb berufsqualifizierender Kenntnisse fest in die Curricula der Europäischen Ethnologie aufgenommen worden. Ein Schwerpunkt liegt dabei auf dem Arbeitsbereich Museum als einem potentiellen Berufsfeld für AbsolventInnen des Faches. Regelmäßig bieten so Lektorinnen und Lektoren aus der kulturwissenschaftlichen Museumslandschaft Lehrveranstaltungen im Institut für Europäische Ethnologie der Universität Wien an und vermitteln anhand unterschiedlicher Themen Kenntnisse in der Aufarbeitung von Material, der Generierung von Ausstellungskonzepten und deren Realisierung. So trifft neben anderen auch die Laudongasse (Museum) wiederholt auf die Hanuschgasse (Institut).

Die hier dokumentierte Ausstellung zu jüdischen Dingwelten ist ein eindruckvolles Beispiel für den Rücklauf universitärer Lehre ins (Arbeitsfeld) Museum. Birgit Johler, Barbara Staudinger und den 25 Studierenden des Seminars »Jüdisches im Museum« ist es in nur einem Semester gelungen, Vergessenes in Erinnerung zu rufen. Sie haben zwanzig, größtenteils

seit 1938 magazinierte Judaica aus dem Depot des Museums hervorgeholt, haben sie kulturwissenschaftlich befragt und zum Sprechen gebracht. Konfrontiert waren sie dabei neben der grundsätzlichen Frage, wie Objekte jüdischer Lebenswelten analysiert und interpretiert werden können, mit der ebenso grundsätzlichen Frage nach einer jüdischen Identität bzw. der Frage nach einer Definition dessen, was jüdisch ist. Es sind Fragen, die zugleich die Unkenntnis heutiger Generationen über ehemals nahe Nachbarn ins Bewusstsein rücken – und vor allem den Konstruktionscharakter derartiger Festlegungen und jedweder Praxis von Alterisierung verdeutlichen. Denn die Objekte sind schließlich nicht nur in lebensweltlichen Zusammenhängen zu kontextualisieren, sondern auch gesellschaftspolitisch zu verorten, nicht zuletzt auch innerhalb des Museums und im Hinblick auf den Umgang mit ihnen. All das sensibilisiert für die Hintergründe und Auswirkungen musealer Praxis – und damit für Fragen einer Alltagswirklichkeiten aufzeigenden Europäischen Ethnologie.

Wien, im Juni 2011

Birgit Johler, Barbara Staudinger

Gesammelt, verräumt, vergessen. Jüdische Dinge im Österreichischen Museum für Volkskunde

Jüdische Dinge in einem Museum, das kein jüdisches ist – welche Objekte könnten das sein? Was ist überhaupt ein »jüdisches Ding« oder »ein gewisses jüdisches Etwas«?¹ Ob ein »jüdisches Etwas«, »Judaica« oder ein »jüdisches Ding« – die Zuschreibung oder das Attribut, das auf ein für uns wesentliches Merkmal der Objekte hinweist, werden wir offenbar nicht los. Dinge haben kein Glaubensbekenntnis und doch suchen wir auch im Museum und gerade im Kontext des Jüdischen nach Kategorisierungen. Der Begriff »Judaica« ist dabei wohl der gebräuchlichste Terminus, nach Jens Hoppe wurden damit seit den 1920er Jahren alle Gegenstände bezeichnet, die sich auf Jüdinnen und Juden bzw. auf Jüdisches beziehen. Zuvor beinhaltete der Begriff lediglich Bücher zu jüdischen Themen² in Abgrenzung zu den so genannten Hebraica. Hoppe selbst verwendet in seiner Arbeit über »Jüdische Geschichte und Kultur in Museen« neben der Bezeichnung »Judaica« auch jene der »Zeremonialgegenstände« für alle Objekte, die im Zusammenhang mit Religionsausübung zu sehen sind.³

1 So eine Ausstellung des Jüdischen Museums Hohenems aus 2010/2011, in der von den Besucher/-innen mitgebrachte »jüdische« Gegenstände ausgestellt wurden.

2 Jens Hoppe: Jüdische Geschichte und Kultur in Museen. Zur nichtjüdischen Museologie des Jüdischen in Deutschland (= Internationale Hochschulschriften, 393). Berlin, München: 2002, S. 9f.

3 Ebd., S. 10.

Bernhard Purin hingegen unterscheidet für diese Kategorie von Objekten zwischen Kult- und Ritualgegenständen. Als Kultgegenstände definiert er Objekte der religiösen Verehrung, der Umgang mit ihnen ist nach genauen Richtlinien festgelegt. In diese Kategorie fallen nur wenige Objekte: Tora (oder Teile davon), Tefillin (Gebetsriemen) und Mesusot. Als Ritualgegenstände benennt er jene Gegenstände, die zur Ausübung der Religion verwendet werden: Dies wären etwa Sederteller, Chanukka-Leuchter oder auch ein Schofar.⁴ Da es sich bei der in der Ausstellung präsentierten Objekte jedoch nicht nur um Kult- oder Ritualgegenstände handelt, haben wir uns für die Bezeichnung »jüdische Dinge« entschieden. Der Ding-Begriff, wie ihn Gottfried Korff in die Museumswissenschaft und -praxis eingeführt hat und dem wir folgen möchten, erscheint dabei am hilfreichsten, wenn es darum geht, den Objekten und ihren Bedeutungen nachzuspüren, möglichen Gebrauchskontexten und auch Zuschreibungen und damit in Zusammenhang stehend auch den museologischen Praktiken in Vergangenheit und Gegenwart.

Objekte in Museen stammen aus einer anderen Zeit, nach Korff sind sie Zeitzeugen: Sie sind Dinge der Vergangenheit und sie stehen uns heute als Informationsträger zur Verfügung.⁵ Das Österreichische Museum für Volkskunde (ÖMV) lagert in seinen Depots eine Reihe von Objekten, die mit jüdischer Geschichte und jüdischen Lebenswelten in Verbindung zu bringen sind. Es

4 Bernhard Purin: Dinge ohne Erinnerung. Anmerkungen zum schwierigen Umgang mit jüdischen Kult- und Ritualobjekten zwischen Markt und Museum. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde XLVII/97, 1993, S. 147–166, hier S. 159.

5 Gottfried Korff: Zur Eigenart der Museumsdinge. In: Martina Eberspächer, Gudrun M. König, Bernhard Tschöfen (Hg.): Gottfried Korff. Museumsdinge. Deponieren – Exponieren. Köln, Weimar, Wien: 2002, S. 141.

sind größtenteils »Dinge ohne Erinnerung«, um mit Bernhard Purin zu sprechen. Die ursprünglichen Eigentümer/-innen oder Verwender/-innen sind uns in den meisten Fällen nicht bekannt, nur selten kennen wir den genauen Herkunftsort. Was uns vorliegt, sind spärliche Eintragungen im Inventarbuch des Museums.

Objekte im Fokus 1 rückt nun zwanzig ausgewählte Objekte aus diesem Fundus ins Blickfeld. Bei der Beschäftigung mit den »jüdischen Dingen« schwingt, so glauben wir, auch immer unser Verhältnis zum Jüdischen mit. Dieses ist heute neben anderen Bildern nicht zuletzt von der Schoa und von einem breiteren öffentlichen Diskurs über »Arisierung« und Restitution geprägt. Als Museologinnen und Museologen mit kulturwissenschaftlicher Prägung beschäftigen wir uns wie selbstverständlich mit dem kulturellen Kontext der Dinge. Wir sehen es darüber hinaus aber auch als unsere Verantwortung an, Fragen nach der eigenen musealen Praxis sowie nach bedenklichen Erwerbungen des Museums zu stellen.

Museale Praktiken

Soweit bislang bekannt, waren materielle Zeugnisse jüdischen Lebens im Museum in der Laudongasse zuletzt 1938 ausgestellt. Sie waren fixer Bestandteil der ständigen Schau-sammlung, wie ein von Arthur Haberlandt 1930 anlässlich einer verbesserten Aufstellung herausgegebener »Führer durch das Museum für Volkskunde«⁶ belegt. Darin wird auf eine »nicht unansehnliche Sammlung Judaica«⁷ hingewiesen, bestehend aus Leuchtern, Beschneidungsmessern, »Räuchertürmchen«

6 Arthur Haberlandt: Führer durch das Museum für Volkskunde. Hg. vom Verein für Volkskunde. Wien: 1930.

7 Ebda., S. 54.

(Besamim-Türmchen, Anm. Verf.) und anderen materiellen Zeugnissen ritueller Handlungen. Wie viele Objekte hier gezeigt wurden und welche genau das waren, ist dem Museumsführer bis auf ein Objekt, einem Beschneidungsmesser mit Schatulle⁸, ebenso wenig zu entnehmen wie die Frage geklärt werden kann, ob es sich bei der »Jüdischen Sammlung« im »Kasten 5«⁹ um *alle* jüdisch konnotierten Objekte handelte, die das Museum bis zum damaligen Zeitpunkt besaß.

Kurz nach dem »Anschluss« Österreichs an das Deutsche Reich wurden die bis dahin im Erdgeschoss des Museums gezeigten Objekte entfernt und magaziniert. Nach einer Aussage Arthur Haberlandts aus dem Jahr 1946 hätte sein ehemaliger Restaurator, Robert Mucnjak, die Sammlung 1938 mit dem Argument abräumen lassen, dass es »sonst unter den Beschauern zu Demonstrationen kommen könnte«.¹⁰ Ihm, Haberlandt, sei von seinem Mitarbeiter mit dem Eingreifen der SA gedroht worden, wenn er die »jüdischen Leuchter nicht wegnehmen«¹¹ hätte lassen. Als Haberlandt diese Aussage zu Protokoll gab – dies gilt es zu berücksichtigen – stand er selbst wegen politischer Belastung unter Verdacht.

Der überwiegende Teil der bis 1938 im Museum gezeigten Objekte jüdischer Dingwelten entstammte der so genannten Patriotischen Kriegsmetallsammlung, einer Sammlung von Metallobjekten aus der Zeit des Ersten Weltkrieges, die nicht dem Einschmelzen für Kriegszwecke zum Opfer gefallen waren.¹² Im

8 Es handelt sich dabei um das in diesem Band beschriebene Beschneidungsmesser.

9 Haberlandt (wie Anm. 6), S. 54.

10 Protokoll über die 3. Sitzung des Senates Nr. 9 im Kunsthistorischen Museum, 1.2.1946, mündliche Ver-

handlung des Falles Robert Mucnjak. Österreichisches Museum für Volkskunde, Archiv, Ktn. 33, Personal.

11 Ebd.

12 Zur Patriotischen Kriegsmetallsammlung s. den Text von Charlotte Sabath in diesem Band.

Wesentlichen handelt es sich bei diesem Bestand um Synagogenleuchter, Chanukka-Lampen, Besamimbüchsen und Zinnschüsseln. Schenken wir dem Inventarbuch Glauben, und in diesem Fall dürfen wir das wohl, kamen viele dieser Objekte der Patriotischen Kriegsmetallsammlung, die in allen Ländern der k. u. k. Monarchie durchgeführt wurde, aus Galizien und der Bukowina. Dass der Sammler-Blick des Direktors im Jahr 1915, also in dem Jahr, als die Ausstellung im Festsaal des Militärkasinos am Schwarzenbergplatz in Wien präsentiert wurde, nach Osten gerichtet war, ist nachvollziehbar, verstand sich das Museum zu jener Zeit doch als Ort, in dem der Vielvölkerstaat Programm war und dieses die Ausrichtung der Sammlungen bestimmte. Im Ausstellungskatalog zur Patriotischen Kriegsmetallsammlung, der im Archiv des Österreichischen Museums für Volkskunde erhalten geblieben ist¹³, wurden einzelne Objekte, vermutlich vom damaligen Direktor Michael Haberlandt, markiert. Die getroffene Auswahl, die wir heute, weil auf Papier verewigt, nachvollziehen können, entspricht der Suche der frühen volkskundlichen Wissenschaft nach Objekten der »Volkskunst« bzw. »religiösen Volkskunst«. Hier eine Zinnschüssel mit der Figur des Hl. Georg, mit Blumenranken und Blätterwerk, dort eine Chanukkia mit »stilisiertem Löwen- und Vogelmuster«.¹⁴ Aber auch symbolische Darstellungen der Monarchie gaben Ausschlag für die Objektauswahl. Markiert ist unter anderem das Objekt Nummer 819, ein »Jüdischer Zinnteller mit Doppeladler, Jahrzahl 1788 und Randinschrift«.¹⁵ Offenbar wurde er vom Museum in weiterer Folge auch erworben, erhielt hier zuerst die Inventarnummer M/8191 (M für Metallsammlung), später, bei

¹³ K. u. K. Kriegsministerium (Hg.): Ausstellung der Patriotischen Kriegsmetallsammlung. Verzeichnis historisch und künstlerisch hervorragender Spenden. Wien: 1915/1916.

¹⁴ Ebda., S. 43.

¹⁵ Ebda., S. 15.

einer nach 1945 erfolgten Neuinventarisierung (s. nachfolgend) die ÖMV-Nummer 46.595.¹⁶ Dass das Museum Interesse an der Entschlüsselung dieser Objekte samt ihrer hebräischen Inschriften hatte, belegen teilweise erhaltene Beschreibungen und Übersetzungen, die eine nicht weiter bekannte, offenbar mit der hebräischen Sprache und der jüdischen Kultur vertraute Person für das Museum angefertigt hatte und die heute ebenfalls im Archiv vorhanden sind. Wann diese Objektinformationen erstellt wurden, ob zum Zeitpunkt der Erwerbung der Objekte der Patriotischen Kriegsmetallsammlung oder später, geht aus diesen Quellen jedoch nicht hervor.

Neben den Gegenständen aus der Patriotischen Kriegsmetallsammlung, die erst 1924 ins Haus kamen, sind in den frühen Inventarbüchern des Museums noch andere Provenienzen verzeichnet. Der erste jüdische Ritualgegenstand stammt angeblich aus Floridsdorf: Das Schofar mit der ÖMV-Inventarnummer 3.867 gelangte 1896, also nur ein Jahr nach der Gründung des Museums, durch Ankauf vom Wiener Antiquitätenhändler Her(r)nfeld in die Sammlungen.¹⁷ Von diesem Händler erstand das Museum übrigens über die Jahre hinweg eine Anzahl von Objekten, darunter auch etliche Judaica. Weitere jüdisch konnotierte Objekte fanden ebenfalls noch in der k. u. k. Zeit Eingang in die Sammlungen, so die einzigen drei Dreideln, die das Museum besitzt, oder auch ein Messer, das aufgrund der auf der dazugehörigen Schatulle dargestellten Beschneidungsszene und der Inschrift als »Beschneidungsmesser« zu identifizieren ist.¹⁸

Das Fin de Siècle war die Zeit der »Nationen« und »Völker«. Konsequenterweise wurde das Judentum bzw. wie dieses von außen wahrgenommen wurde, in National- und

16 Zu diesem Objekt s. den Beitrag von Hannah Rögele in diesem Band.

17 S. dazu den Beitrag von Laura Gozzer in diesem Band.

18 S. zu diesen Objekten die Beiträge von Jutta Aicher, Katrin Helm, Barbara Paulmayer und Silke Schörgi in diesem Band.

Volkskundemuseen integriert. Zum Aufbau von systematischen Sammlungen in (kultur-)historischen Museen kam es jedoch nicht. Vielmehr zeichnet diese Sammlungen eine Zufälligkeit aus.¹⁹ Jüdische Kultur wurde (und wird großteils noch heute) mit jüdischer Religion gleichgesetzt. Dieses Verständnis von »den Juden« als einer Religionsgemeinschaft teilten die Wiener Museumsleute durchaus mit ihren Kolleg/-innen in anderen Ländern. Für historische bzw. kulturhistorische Museen in Deutschland konnte jüngst gezeigt werden, dass im ausgehenden 19. Jahrhundert Lampen, also profane Gegenstände, von den Museen als »Sabbatlampen« und somit als Synonym für »jüdisch« gesammelt und inventarisiert wurden.²⁰

Vermutlich war die »Jüdische Sammlung« des Museums in Wien ähnlich ausgestattet wie die des Bayerischen Nationalmuseums um dieselbe Zeit, wo in zwei Vitrinen »Gerätschaften für den öffentlichen und privaten Gottesdienst der Israeliten«²¹ ausgestellt und diese mit erklärenden Illustrationen versehen worden waren. Vergleichbar ist wohl auch eine gewisse Unsicherheit in der Platzierung der Vitrinen: Im Bayerischen Nationalmuseum wechselten sie mehrfach den Standort, in Wien stand »Kasten 5«, also die Vitrine, in der die Judaica präsentiert wurden, in einem Raum, der ansonsten mit einer historischen Sammlung an Herdgeräten und Beleuchtungskörpern bestückt war.

Während der Zeit des Nationalsozialismus waren die dinglichen Zeugnisse jüdischer Kultur der Öffentlichkeit

19 Siehe zum Beispiel die Ausstattung der beiden Vitrinen im Bayerischen Nationalmuseum, vgl. dazu: Barbara Staudinger: Die jüdische Welt und die Wittelsbacher (= Sammelbilder, 01). Ausstellungskatalog. München: 2007, S. 29–33.

20 Hoppe (wie Anm. 2), S. 170.

21 Jakob Heinrich von Hefner-Alteneck: Lebens-Erinnerungen. München: 1899, S. 335.

entzogen, sie waren nicht mehr Teil einer gesamtgesellschaftlichen Vergangenheit. Nur einmal, im Rahmen der Ausstellung »Die körperlichen und seelischen Eigenschaften der Juden« im Frühjahr 1939, wurden neben Objekten anderer Museen auch Objekte aus der »jüdischen Sammlung« des Volkskundemuseums in den Räumen des Naturhistorischen Museums gezeigt.²² Die mutwillige Verdrängung der jüdischen Bevölkerung aus dem allgemeinen Bewusstsein hielt den damaligen Direktor und Sohn Michael Haberlands, Arthur Haberlandt, nicht davon ab, trotzdem Judaica für das Museum zu erwerben. So erstand er nach dem März 1938 einen Silberbecher, eine als »Schneiderschere [...] für die jüdische Beschneidung« inventarisierte Schere, datiert mit 1700, und eine Besamimbüchse²³ bei einem Antiquitätenhändler in der Nähe des Museums. 1943 kamen eine als »Judenlampe« bezeichnete Lampe mit acht Schalen sowie zwei Leuchter hinzu, die im Museum als »Sabbathleuchter« inventarisiert wurden.²⁴ Diese Gegenstände hatte ein Kriminalbeamter auf dem Wiener Tandlmarkt im 9. Bezirk erstanden und dem Museum für RM 25,- weiter verkauft. Zwar passten die Objekte durchaus zu den bisherigen Sammlungsbeständen, allerdings ist die Motivation für diese Erwerbungen unklar. 1943 war der Höhepunkt der großen Deportationen aus Wien bereits überschritten. Nun spezifisch traditionsgebundene Ritualobjekte der als »Feind« bezeichneten Bevölkerungsgruppe zu sammeln, könnte heißen, die Dinge für das Museum, respektive für die Nachwelt, zu »retten«. Genauso gut ist es auch möglich, dass die Objekte für Propagandazwecke gesammelt wurden. Wir wissen es nicht. Bestimmt waren die Gegenstände verhältnismäßig

22 Bernhard Purin: *Beschlagnahmt. Die Sammlung des Wiener Jüdischen Museums nach 1938*. Wien: 1995, S. 12.

23 Silberbecher ÖMV 44.068; Schere ÖMV 44.064; Besamimbüchse ÖMV 44.069.

24 Inventarnummern ÖMV 45.981–45.983.

günstig zu erwerben und dadurch attraktiv für den Sammler Haberlandt. Ob die von ihm erworbenen Objekte jemals ausgestellt waren, ist jedoch zu bezweifeln.

Bei der Neuaufstellung der Schausammlung nach 1945 spielten »das Jüdische« oder auch eine österreichisch- bzw. deutsch-jüdische Geschichte keine Rolle mehr. Zwar wurden als »jüdisch« verstandene Objekte im Inventarbuch aufgenommen, so drei Mazzesbrote oder ein Halbreief aus Keramik (»Alter Jude, ton, glasiert«), beide übrigens aus dem Burgenland, eine tiefergehende Beschäftigung mit jüdischer Kultur blieb jedoch aus. 1962 wurde von einem wissenschaftlichen Mitarbeiter des Hauses ein »Gruppeninventar der Objekte zur jüdischen Volkskunde« erstellt.²⁵ 113 Objekte sind hier entlang der Inventarnummern aufgelistet, der überwiegende Teil ist als »neuinventarisiert« gekennzeichnet.²⁶ Die Liste ist für uns heute eine wichtige Quelle, sie belegt zum einen die Inventarisierungspraxis der frühen 1960er Jahre, zum anderen zeigt sie auch, was dem damaligen Verständnis nach als »jüdisch« kategorisiert wurde. So enthält diese Aufstellung nicht nur Objekte, die eindeutig einem jüdischen Kontext zuzuordnen sind (Synagogenleuchter, Schofar, Chanukka-Lampe u. ä.), sondern auch Objekte, die wir heute in Bezug auf Typisierungen (wie die als »Alter Jude« inventarisierte Keramik²⁷) oder auch hinsichtlich des christlichen Antisemitismus (wie etwa eine als »Judaskopf« bezeichnete Holzplastik aus Südtirol²⁸) zu befragen haben. Die seit 1952 sich

25 Österreichisches Museum für Volkskunde, Gruppeninventar der Objekte zur jüdischen Volkskunde. Nach Inventar geordnet und neuinventarisiert von Dr. Klaus Beitzl. Wien, 29.10.1962, 5 S. Österreichisches Museum für Volkskunde, Archiv.

26 Viele der Gegenstände wiesen bislang am Objekt noch keine

ÖMV-Nummer auf, manche waren überhaupt noch nicht im Inventarbuch eingetragen worden, obwohl sie sich vielleicht schon längere Zeit im Museum befanden.

27 S. den Beitrag von Elfriede Linsbauer in diesem Band.

28 ÖMV 28.395









im Museum befindenden Mazzesbrote wiederum fanden – aus welchem Grund auch immer – keinen Eingang in diese Liste. Darüber hinaus wurden bestehende Zuschreibungen, die im Rahmen früherer Inventarisierungen getroffen worden waren, übernommen und damit fortgeschrieben. Das Objekt ÖMV 38.152 zeigt zwei gleichseitige ineinander verwobene Dreiecke und ist somit ein Hexagramm bzw. ein Sechsstern. Als »Drudenfuß«, also als Pentagramm, wurde es 1919 inventarisiert, diese »magische Zuschreibung« blieb am Objekt bis 2011 haften.

Ein Seminar – eine Ausstellung

Heute, 73 Jahre nach der mutwilligen Entfernung der Objekte aus der permanenten Präsentation durch die Verantwortlichen des Museums, bearbeiteten 25 Teilnehmerinnen und Teilnehmer des am Institut für Europäische Ethnologie der Universität Wien veranstalteten Seminars »Jüdisches im Museum – Sammeln und Ausstellen 1900–2011« zwanzig ausgewählte Objekte. Die Kriterien für diese Auswahl, die ein möglichst breites Spektrum an Provenienz und Objekten gewährleisten sollte, legten wir, die Lehrveranstaltungsleiterinnen, fest. Auch die Fragen »Was ist jüdisch?« bzw. »Ist das jüdisch?« beschäftigten uns bei der Entscheidung, welche Objekte die Studierenden zu bearbeiten hatten. Die ausgesuchten Objekte sollten zudem für Themenfelder der jüdischen Geschichte und Kulturgeschichte stehen, die als Kontexte zu erarbeiten waren.

In Anlehnung an die Ausstellungen »Ein gewisses jüdisches Etwas« (Jüdisches Museum München 2008) und »Typisch! Klischees von Juden und anderen« (Jüdisches Museum Berlin 2008/Jüdisches Museum Wien 2009) wurden die Studierenden in der ersten Lehreinheit gebeten, »etwas Jüdisches« mitzubringen. Die mitgenommenen Gegenstände entsprachen, so zeigte die anschließende Diskussion, im Wesentlichen dem, womit wir heute »Judentum« im Allgemeinen

assoziiieren. Da waren etwa eine siebenarmige Menora, eine Platte mit Klezmer-Musik, ein Buch eines jüdischen Schriftstellers, ein Buch über den Nationalsozialismus und ein Souvenir aus Israel – und tatsächlich spiegeln diese Gegenstände unser Bild vom »Jüdischen« wider: Religion, kulturelle Bedeutung des jüdischen Bürgertums um 1900, die Schoa und der Staat Israel. Es wurden aber auch andere Gegenstände mitgebracht: Eine Levi's Jeans zeigt, dass ein »Ding« durch seine Geschichte zu einem »jüdischen Ding« werden kann. In diesem Fall ist es die Geschichte der Firma Levi-Strauss, gegründet von einer jüdischen Familie aus Buttenheim in Bayern, die dem Kleidungsstück diese Zuschreibung gibt. Es kann aber auch durchaus eine sehr persönliche Geschichte, wie eine Reise nach Israel und die dortige Küche sein, die ein Lebensmittel als »jüdisch« assoziieren lässt. Sich selbst seiner Bilder im Kopf gewahr zu werden und die Bereitschaft, diese immer wieder zu hinterfragen, sowie die Erkenntnis, dass hinter Objekten Geschichten stehen, die zu lesen es sich lohnt, bildeten die Leitgedanken für den Einstieg in das Seminar.

Nach einer theoretischen Einführung konnten sich die Studierenden in einem Workshop »ihr« Objekt aussuchen. Bewusst wurden nur Hinweise auf ihre Funktion gegeben, mögliche Themen und Fragen, die sich mit den Objekten verbinden lassen, erst im Anschluss diskutiert. Vielmehr sollten die Objekte nach »Sympathie« gewählt werden, quasi »spontan« und nicht aufgrund einer bestimmten Fragestellung, die sich an das Objekt anschließt. Jeder Gegenstand erzählt eine Geschichte, aber er erzählt sie nicht beim flüchtigen Ansehen. Wir müssen uns mit ihm auseinandersetzen, ihn befragen, ihn lesen.

In weiterer Folge beschäftigten sich die Seminarist/-innen ausschließlich mit der Planung der Ausstellung. Unterstützt von Hannah Landsmann, die mit den Studierenden ein Vermittlungskonzept erarbeitete, diskutierten wir Fragen, die wir an die Objekte richten wollten, versuchten Perspektiven zu öffnen

anstatt diese durch einen vorgegebenen Zugang unmöglich zu machen.

Es entstand eine Ausstellung mit Werkstattcharakter, die vielleicht mehr Fragen aufwirft, als sie Antworten zu geben vermag. Vieles wissen wir über die Objekte nicht, viele Geschichten können wir nicht erzählen, sondern nur erahnen. Was übrig blieb, sind Fragen, die wir dennoch gestellt haben wollten. Auf einer Arbeitsplatte stehen nun die Objekte, geordnet nach Inventarnummern. Diese »Ordnung der Dinge« auf dem Tisch mag den Betrachter/-innen zufällig erscheinen, sie verweist jedoch auf die Sammlungsgeschichte. Eine »klassische« Ordnung, etwa nach den jüdischen Festtagen, ist somit aufgehoben zugunsten eines verwirrenden Puzzlespiels, das das Zufällige der Sammlung widerspiegelt. Die Ausstellung hat daher keinen Anspruch, den jüdischen Jahres- oder Lebenskreis oder auch die jüdische Kulturgeschichte in Wien darzustellen, vielmehr präsentiert sie eine im Museum verräumte und vergessene Sammlung. Die Objektbeschriftungen, die von den Studierenden verfasst wurden, legen die Geschichte der Objekte, soweit bekannt, offen. Einige der in der Ausstellung ausgestellten Objekte verwirren: An ihnen sieht die/der Betrachter/-in nichts »Jüdisches«: Ein Tischleuchter, der in der Ausstellung zu sehen ist, könnte durchaus auch in einem nichtjüdischen Haushalt gestanden haben, eine Fotografie von drei »Jüdinnen in Tracht«, so das Inventar, könnte auch nichtjüdische Frauen zeigen und die Keramik »Alter Jude« mag vielleicht für die Person, die sie inventarisierte, »jüdisch« ausgesehen haben. Kurz: die Zuschreibung »jüdisch« bekamen diese Objekte wahrscheinlich erst im Museum. In Umkehrung des Prinzips der Ausstellungen in den Jüdischen Museen München und Hohenems, bei denen die Besucher/-innen »Jüdisches« mitbringen durften, sie also selbst und für sich definierten, was für sie »jüdisch« ist, geht die Ausstellung »Von Dreideln, Mazzes und Beschneidungsmessern. Jüdische Dinge im Museum« von dieser Zuschreibung aus und hinterfragt sie.

In einer zweiten Ebene der Ausstellung formulierten die Studierenden Fragen an die Objekte und versuchten, mögliche Kontexte zu eröffnen. Lose verbunden sind diese beiden Ebenen durch einen Schattenriss, ein Piktogramm, das neben den Texten zu sehen ist. Denn die Texte, die sich mit der Migration osteuropäischer Jüdinnen und Juden nach Wien, dem Patriotismus galizischer Juden/Jüdinnen, mit der Frage »Ist das jüdisch?« oder mit antijüdischen Stereotypen auseinandersetzen, gehen zwar von einem bestimmten Objekt aus, das Piktogramm will jedoch verdeutlichen, dass es sich dabei um einen Repräsentanten für viele andere handeln kann. Diese zweite Ebene zeigt unterschiedliche Perspektiven, Fragestellungen und Kontexte – kleine Ausschnitte jüdischer Lebenswelten.

Jüdische Dinge

Ausgehend von einer Sammlung, die Dinge als »jüdisch« bezeichnet, diskutiert die Ausstellung, was diese Dinge »jüdisch« macht und was für uns heute als »jüdisch« gilt. Eine Antwort darauf zu geben, ist schwierig, zumal verschiedene Konzeptionen des Jüdischen existieren und unsere Beziehung zum Jüdischen von unterschiedlichen Diskursen und individuellem Wissen geprägt ist. Vielmehr ist das Ziel der Ausstellung, Fragen zu stellen und zu neuen Fragen anzuregen, die eigenen Urteile und Vorurteile zu reflektieren und einen neuen Blick auf die »jüdischen Dinge« im Museum zu eröffnen.

Die Objekte, die »jüdischen Dinge«, die in der Ausstellung zu sehen sind, präsentieren sich auf den ersten Blick mehrheitlich als »unscheinbar«, von geringem materiellen Wert, oft auch als austauschbare Massenware. Die Ausstellung will zeigen, dass diese Dinge dennoch eine Geschichte haben, der nachzuspüren lohnend sein kann und die oft eine andere ist, als die Geschichte der prächtig ausgestalteten Judaica, wie sie in anderen Ausstellungen und Museen zu sehen sind.

Eine Geschichte haben aber alle »jüdischen Dinge« gemeinsam: Sie verweisen auf die Katastrophe der Schoa. Dies betrifft nicht nur die »bedenklichen Erwerbungen«, sondern alle Objekte, auch jene, die durch die Patriotische Kriegsmetallsammlung ins Museum kamen. Die Synagogen, in denen die Leuchter hingen, existieren nicht mehr, die Gemeinden, in denen die Mazzot gegessen wurden, sind ausgelöscht; das Haus, an dem die Mesusa hing, wird nicht mehr von einer jüdischen Familie bewohnt; der Kidduschbecher und das Besamim-Türmchen können nicht mehr in der häuslichen Zeremonie zu Schabbat verwendet werden; die Chanukka-Leuchter werden nicht mehr angezündet, das Schofar nicht mehr geblasen. Ihre Besitzer/-innen sind in alle Welt verstreut, wurden ermordet und alles, was von ihnen blieb, sind Dinge ohne Erinnerung. Die Ausstellung will die Geschichten dieser Objekte, so weit wir sie recherchieren konnten, erzählen, die Objekte sprechen lassen und ihnen dadurch wieder eine »Erinnerung« geben.

Etlichen Personen ist für die Realisierung dieses Ausstellungsprojektes zu danken: Margot Schindler hat als Direktorin unser Projekt, mit Studierenden eine Ausstellung zu gestalten, von Anfang an unterstützt. Dank ihr konnte auch dieser Katalog in der vorliegenden Form produziert werden. Dagmar Butterweck, Elisabeth Egger, Herbert Justnik und Claudia Peschel-Wacha ist in ihrer Funktion als Sammlungsbetreuerinnen und -betreuer zu danken – sie haben ihr Wissen und ihre Zeit den Studierenden zur Verfügung gestellt. Isabella Joichl hat restauratorische Fragen geklärt und die Objekte diesbezüglich bestens betreut. Hannah Landsmann vom Jüdischen Museum Wien ist zu verdanken, dass die Studierenden Einblicke in aktuelle Vermittlungsformate bekamen und an der Konzipierung und Realisierung eines solchen mitarbeiten konnten. Darüber hinaus danken wir unseren Kolleginnen und Kollegen, die uns mit ihrem Wissen und ihren Erfahrungen zur Seite standen,

insbesondere Martha Keil und Bernhard Purin, von denen wir nicht zuletzt im Zuge der Ausstellungsarbeit viel lernen durften, sowie Felicitas Heimann-Jelinek. Svjatoslav Pacholkivs Sprachkompetenz des Ukrainischen hat uns bei unseren Recherchen geholfen. Alexander Kubik danken wir für seine gestalterischen Ideen, die uns halfen, die Ausstellung in dieser Form zu konzipieren, und Lisa Ifsits ist für die Umsetzung der Piktogramme und für die, wie wir finden, sehr gelungene Gestaltung dieses Kataloges zu danken.

Last, but not least, danken wir den Studierenden für ihr Engagement und ihren Einsatz, auch noch in letzter Sekunde weitere Recherchen durchzuführen, für ihre Begeisterung für das Projekt und ihr Durchhaltevermögen, dieses auch zu Ende zu bringen. Die Ausstellung hat von ihrem Blick auf die »jüdischen Dinge« profitiert und wir konnten von ihren Fragen lernen. Dafür und für die gute Zusammenarbeit möchten wir uns bedanken.



Schofar

Floridsdorf, 19. Jh.
Widderhorn (?)
geschnitten, geritzt
29 × 9,5 cm
ÖMV 3.857

Das Schofar, ein aus Widder- oder Kuhhorn gefertigtes, üblicherweise plattes Instrument, wird zum Neujahrsfest (Rosch ha-Schana) und zum Versöhnungstag (Jom Kippur) in der Gemeinde geblasen. Das Blashorn wurde vom Wiener Antiquitätenhändler Wilhelm Herrnfeld 1896 dem Museum verkauft. Es ist das erste Objekt jüdischer Provenienz in den Sammlungen des Museums.



Kämpfe um Klänge

Klänge einer Religion waren und sind häufig Ausgangspunkte für Lärmbeschwerden – einmal ist es das Blasen des Schofarhorns oder der häufig als »zu laut« bezeichnete jüdische Gottesdienst, ein andermal ist es die Lautstärke des Muezzins oder auch der »Lärm« der Kirchenglocken.

Ab wann und warum Klänge zu Lärm werden, ist zum einen vom kulturellen und sozialen Hintergrund der Hörenden abhängig, davon, welche Klänge sie gewohnt und welche ihnen fremd sind. Zum anderen bedeutet die akustische Präsenz einer Gruppe im öffentlichen Raum eine Form von Macht- und Herrschaftsausübung. Durch religiösen Klang wird der öffentliche Raum von einer bestimmten Gruppe angeeignet.

Akustische Signale haben jedoch auch identitätsstiftendes und vereinigendes Potential für eine Gruppe: das Klopfen des Schulklopfers, der zum Gebet in der Synagoge (*Schul*) aufrief, das gemeinsame Sprechen der Gebete oder auch der Klang des Schofars zum Neujahrsfest (*Rosch ha-Schana*) und am Versöhnungstag (*Jom Kippur*).

Laura Gozzer



Leuchter

Bukowina,
heute Rumänien
und Ukraine, 19. Jh.
Messing, gegossen
34 × 15 cm
ÖMV 12.758

Der einzige Hinweis auf eine Verbindung dieses Objekts zum Judentum geht aus der Beschreibung als »Synagogenleuchte« in der Inventarliste von 1901 hervor. Die etwas abgeriebene Dekoration stellt vier stilisierte doppelköpfige Vögel dar. Möglicherweise handelt es sich dabei um den Doppeladler Österreich-Ungarns.



Ein jüdisches Objekt?

Der Ausdruck »Judaica« ist ein Sammelbegriff für Gegenstände und Literatur mit Bezug zu jüdischer Kultur und Religion. Die Judaica-Sammlung des Volkskundemuseums umfasst sowohl deutlich erkennbare rituelle Artefakte, als auch Objekte, deren einziger Bezug zum Judentum aus der Dokumentation der Sammlung hervorgeht.

Geschichte und Verwendung der einzelnen Objekte wandeln sich fortlaufend: Mit jeder Verwendung sammelt der Gegenstand neue Bedeutungen. Museen sind auf diese Bedeutungswandlungen angewiesen, um die Objekte in unterschiedlichen Kontexten ausstellen zu können.

Eine Zuordnung kann nur erfolgen, wenn diese Kontexte aufgezeichnet wurden und so in Verbindung mit dem Gegenstand gebracht werden können. Manche der Ausstellungsgegenstände könnten nicht mehr als »jüdisch« identifiziert werden, wenn die Geschichte der Objekte verloren ginge.

Jennifer Carvill



Wandleuchter

Czernowitz/Tscher-
niwzi, Ukraine, 19. Jh.

Messing, gegossen,
geschraubt

23 × 16,2 × 34 cm

ÖMV 2.765

Der Synagogenleuchter zeigt einen zaristischen Doppeladler und verweist damit auf russische Provenienz. Gesammelt wurde er von Nikolaus Baron Mustatza aus Czernowitz, einem frühen Mitglied des Vereins für Volkskunde in Wien. 1901 überließ er das Objekt dem Museum zum Selbstkostenpreis.



Materielle Zeugnisse des Ostjudentums in Wien

Ende des 19. Jahrhunderts war der Anteil der jüdischen Bevölkerung in den nordöstlichen Gebieten der Habsburgermonarchie – Galizien und Bukowina – mit zehn Prozent besonders hoch. Als Folge von Armut, Verfolgung und Pogromen verließen fast zwei Millionen »Ostjuden« ihre Heimat, die meisten in Richtung Wien, Amerika und Palästina. Nicht immer wurden sie freundlich aufgenommen. Ihre tiefe Gläubigkeit, Armut, Riten und Sprache wurden als rückständig empfunden.

Das Aufflammen des Antisemitismus führte bei den ansässigen Juden zu einer Verunsicherung und zu einer Rückbesinnung auf ihre jüdische Identität. Um die vermeintlich authentische ostjüdische Kultur vor dem Verschwinden zu bewahren, wurde begonnen, deren Ritual- und Kultgegenstände zu sammeln. Für die Erforschung und Bewahrung der Exponate wurden Vereine, Museen und die Gesellschaft für Jüdische Volkskunde (1898) gegründet. So fällt auch die Eröffnung des ersten Jüdischen Museums 1895 in Wien in diese Zeit.

Eva-Maria Kratzer



Dreidel mit Gussform
Niederösterreich,
um 1900
Zinn, gegossen; Holz,
geschnitten, geschnitzt
Dreidel: 4 × 1,5 cm;
Gussform:
11,8 × ca. 2,2 cm
ÖMV 26.178

Das Objekt gelangte 1911 als Geschenk von Heinrich Mose ins Museum. Es ist eines von insgesamt drei identischen Dreideln, die mit dazugehöriger Gussform im Inventarbuch eingetragen sind. Der Dreidel wird von Kindern während des achttägigen Lichterfestes Chanukka als Spiel gedreht.



Spiel und Religion

Spiel und Religion können in einem engen Zusammenhang gesehen werden. So wird in beiden Bereichen eine gewisse Ernsthaftigkeit vorausgesetzt, man betritt eine andere Welt, weit weg vom Alltag. Vergleiche zwischen Religion und Spiel gehen so weit, dass Gott als größter Spieler bezeichnet wird.

Im Spiel steckt immer ein Stück Glaube – an das Glück oder an den Sieg – und Spiele waren auch schon immer ein Bestandteil des Glaubens. So wird beim Dreideln, einem Kreiselspiel, das zu *Chanukka* gespielt wird, dem Lichterwunder bei der Einweihung des Zweiten Tempels gedacht. »Ein großes Wunder geschah dort« ergeben die hebräischen Anfangsbuchstaben (*Nun, Gimmel, He, Schin*), die auf dem Dreidel geschrieben sind. Und sind Wunder denn nicht auch das spielerische Eingreifen Gottes in die Geschichte?

Katrin Helm





Volkskunde und Alltag

Heinrich Moses (später: Moser, 1852–1920) war Volksschullehrer in Neunkirchen in Niederösterreich. Als in der Israelitischen Kultusgemeinde aktiver Jude kam er mit dem christlich geprägten Jahreslauf vor allem durch seinen Beruf in Berührung: Im Kontakt mit seinen Schülern erfuhr er etwa von den Lebenswelten einer bäuerlichen Gesellschaft. Fasziniert von der aufkommenden volkskundlichen Wissenschaft, zeichnete er mündlich überlieferte Sagen und Geschichten aus seiner Umgebung auf und publizierte sie. Mit seiner Sammlung über das Zunftwesen der Gemeinde Neunkirchen gründete er das dortige Heimatmuseum.

Seine Verbundenheit mit dem Verein für Volkskunde in Wien brachte dem Museum mehr als 80 volkskundliche Gegenstände. Die einzigen jüdisch konnotierten Objekte waren drei Dreideln mit Gussform. Sie spiegeln das generelle Interesse Heinrich Moses': Nicht auf Objekte der »Volkskunst« konzentrierte sich seine Sammelleidenschaft, sondern auf Alltagsgegenstände seiner direkten Umgebung.

Jutta Aicher



Chanukka-Lampe

Herkunft unbekannt,
frühes 20. Jh.

Eisenblech, gepresst,
gelötet

25,3 × 8 × 2,8 cm

ÖMV 38.151

1919 kaufte das Museum das Objekt vom Antiquitätenhändler Wilhelm Herrnfeld. Vermutlich wurden Kerzen in die aufgelöteten Tüllen gesteckt, vielleicht fehlen aber auch Aufsätze, in denen sich Lampenöl befand. Das achttägige Lichterfest wird im Andenken an die Wiedereinweihung des zweiten Tempels in Jerusalem im Jahr 164 v. d. Z. gefeiert.



Elend in Wien

Die Zeit unmittelbar nach Ende des Ersten Weltkrieges war von Mangel geprägt. Besonders betroffen waren Mittellose: Flüchtlinge, kinderreiche Familien, Witwen und Kriegsinvalide. In Wien wurden Massenquartiere eingerichtet und kleinste Wohnungen beherbergten viel zu viele Menschen. Es herrschten Platzmangel, Hunger und Krankheit.

Über die Hälfte der jüdischen Bevölkerung Wiens lebte in den Bezirken Brigittenau und Leopoldstadt. Entgegen der gängigen Vorstellung vom »reichen« und »einflussreichen« Juden, lebten die meist aus Galizien und der Bukowina stammenden Flüchtlinge unterhalb der Armutsgrenze. Genauso waren nicht alle »Ostjuden« orthodoxe Chasidim, sondern lebten zum Teil auch nach liberalen Einstellungen. Zwangsläufig spiegelten sich die allgemeinen Lebensumstände in der praktischen Ausübung des Glaubens wider. Ärmere Schichten konnten sich aufwändig gestaltete Kultobjekte nicht leisten, sie verfügten zumeist nur über behelfsmäßig hergestellte rituelle Gegenstände.

Lisa Welzel



Hexagramm

Herkunft unbekannt,
vor 1919

Messingblech, Bleiunze
10,5 cm

ÖMV 38.152

Ob es sich bei dem Objekt um einen Davidstern oder um ein nichtjüdisches Symbol handelt, ist unklar. Die angebrachte Bleiplombe zeigt vielleicht den hebräischen Buchstaben »He«, was auf einen jüdischen Kontext hinweisen könnte. 1919 wurde das Hexagramm gemeinsam mit anderen Judaica angekauft, jedoch falsch als »Drudenfuß« inventarisiert.



Das Hexagramm – ein jüdisches Symbol?

Judentum, Staat Israel und auch die Vernichtung von Juden im Nationalsozialismus verbinden wir heute mit dem Davidstern. Der sechszackige Stern ist zwar ein, aber keinesfalls das einzige Symbol des Judentums.

Das Hexagramm begegnet uns auch in anderen Kontexten. Es ist beispielsweise Ornament, alchemistisches Zeichen und Brauersymbol. Als Ornament ist es auf frühmittelalterlichen, christlichen Kirchen in Spanien zu sehen. In der alchemistischen Praxis des späten Mittelalters stellte es ein protektives Zeichen zur Abwehr von Geistern dar und galt bis in die Neuzeit als Talisman gegen Dämonen. Seit dem frühen 15. Jahrhundert ist es im süddeutschen Raum als Zeichen der Brauzunft belegt und fand als Brauerstern Einzug in Brauereiwappen.

Symbole können anziehen oder Distanz erzeugen, Zugehörigkeit schaffen oder ausschließen. Ihre Wahrnehmung, aber auch die Art ihrer Verwendung sind wesentlich durch die jeweiligen kulturellen und historischen Kontexte geprägt.

Raphaela Hafellner



Vorbeterpultaufsatz

Kittsee, vor 1920
 Messingblech, geschnitten, gelötet; beschädigt, unvollständig;
 Karton bemalt
 33 × 17,5 × 1,3 cm
 ÖMV 38.194

Hebr. Aufschrift: erste Zeile unklar, Schimon Stein(er)

Das Objekt, das den Namen des Besitzers und die Gesetzestafeln zeigt, wurde 1920 vom Antiquitätenhändler Wilhelm Herrnfeld angekauft. Obwohl als »Vorbeterpultaufsatz« inventarisiert, ist sein Verwendungszweck unsicher, die primitive Ausführung macht es als Synagogeninventar unwahrscheinlich. Es könnte sich dabei möglicherweise um eine Zierplakette handeln.



Betend lernen, lernend beten

Das Judentum versteht sich als lernende Gemeinschaft mit dem Ziel, nach Gottes Gebot gerecht zu handeln. Gelernt wird aus der *Tora* (die fünf Bücher Moses), dem *Tanach* (die hebräische Bibel) sowie aus dem *Talmud*, der Niederschrift der mündlichen Tradierung. Gelehrt wird in Gemeindeschulen und Gelehrtenschulen und nicht zuletzt in der Synagoge, auch *Schul* genannt.

Essentiell wichtig für das Lernen ist auch der Gottesdienst in der Synagoge, wo aus der *Tora* und den Propheten gelesen, die Bibel ausgelegt sowie gemeinsam gebetet wird. Vor einem eigenen Pult stehend, spricht der Vorbeter die Gebete oder singt sie kunstvoll nach dem Gebetbuch (*Siddur, Machsor*).

Vielen Juden sind die Texte ihrer Religion in erster Linie über diese, auch auswendig gelernten Gebete bekannt und geläufig.

Heribert Leschanz





Fundstücke am Dachboden

Was geschieht mit beschädigten Torarollen oder nicht mehr gebrauchten Torawimpeln? Gebetbücher, heilige Schriften oder Ritualgegenstände dürfen im Judentum weder vernichtet noch einer weltlichen Nutzung zugeführt werden. Grundgedanke ist, die enthaltenen Gottesnamen vor Missbrauch zu schützen. Stattdessen werden sie an einem Aufbewahrungsort, einer so genannten *Genisa*, gelagert oder im Rahmen einer eigenen Zeremonie auf dem Friedhof, der auch nie aufgelassen werden darf, bestattet.

Eine *Genisa* kann ein eigens dafür vorgesehener Raum in einer Synagoge sein, oder auch ein Dachboden oder Keller. In ihr lagern Schriftstücke wie Torarollen, Gebetbücher und religiöse Literatur, aber auch rituelle sowie profane Gegenstände.

Funde in wieder entdeckten *Genisot* bieten kostbare Einblicke in die jüdische Lebenswelt und den religiösen Alltag quer durch alle soziale Schichten.

Ida Rupp



Zinnteller

Goltsch-Jenikau/Golčův

Jeníkov, Tschechische

Republik, 1835

Zinn, gegossen,

graviert, geprägt

37,5 cm

ÖMV 46.410

Hebr. Inschrift: »Geschenk von der Gemeinschaft der Bachurim (= Jeschiwa-Studenten) an den Bachur, den Bräutigam und Gelehrten Herrn Mendel K.F (= Kornfeld) hier in der heiligen Gemeinde Jenikau im Jahre 595 (= 1835) nach der kleinen Zählung«

Mendel Kornfeld gehörte zu der in Budapest ansässigen Familie der Barone von Kornfeld. Der Teller wurde ihm wahrscheinlich zur Hochzeit geschenkt und 1915 für die Patriotische Kriegsmetallsammlung gespendet. Bereits 1916 suchte Museumsdirektor Michael Haberlandt ihn für das Museum aus; er kam allerdings erst 1924 ins Haus.



Die Patriotische Kriegsmetallsammlung

Kurz nach Beginn des Ersten Weltkrieges war in Österreich-Ungarn ein Mangel an kriegswichtigen Metallen zu befürchten. Um diesem zu entgehen, wurden 1915 im Rahmen der so genannten Patriotischen Kriegsmetallsammlung die Bevölkerung, die Industrie und sämtliche öffentliche Institutionen in allen Kronländern aufgerufen, Gegenstände aus bestimmten Metallen zu spenden. Im Zuge dieser Sammlung gingen unter anderem auch künstlerisch gestaltete Gegenstände ein, deren Wert deutlich über dem eigentlichen Materialwert lag. Diese wurden nicht eingeschmolzen, sondern in einer großen Ausstellung des Kriegsministeriums im Winter 1915/16 in Wien gezeigt. Im Anschluss daran konnten österreichische Museen Objekte für ihre Sammlungen auswählen, die sie gegen Bezahlung nach Kriegsende erhalten sollten. Tatsächlich übergab das Militärliquidierungsamt erst 1924 die Objekte den verschiedenen Museen.

Charlotte Sabath



Zinnteller

Osteuropa, 1788 (?)

Zinn, getrieben,
graviert

26 cm

ÖMV 46.595

Hebr. Umschrift: »Im Jahr »und ich werde euch auf den Adlerflügeln tragen und zu mir bringen« (Ex 19, 4) von dort« (= 554/1794)

Der Teller zeigt den österreichisch-ungarischen Doppeladler mit Davidstern und Wappenschild. Er stammt aus der Patriotischen Kriegsmetallsammlung und kam 1924 ins Museum. Das Objekt diente wahrscheinlich als Zierteller, der genaue Verwendungszweck ist nicht bekannt.



Juden im Ersten Weltkrieg

Zu Beginn des Ersten Weltkrieges waren Kriegsbegeisterung und Patriotismus in der Habsburgermonarchie groß. Die jüdische Öffentlichkeit bekundete Loyalität und Verpflichtung gegenüber dem Kaiserhaus und jüdische Vereinigungen riefen ihre Mitglieder dazu auf, für das »Vaterland« zu spenden und zu kämpfen. Freiwillige, die diesen Aufrufen folgten, gab es genug. Viele jüdische Soldaten zogen in den Krieg – und starben. Doch der Antisemitismus nahm im Verlauf des Krieges zu, den Juden wurde Wucher, Illoyalität und Kriegsgewinnerei vorgeworfen.

Mit der Ausrufung der Ersten Republik hoffte die jüdische Bevölkerung auf Gleichheit vor dem Gesetz. Am Ende jedoch siegte der Nationalstaat, und die »jüdische Nation«, die noch kurz zuvor Seite an Seite mit anderen gekämpft hatte, wurde mehr und mehr unerwünscht.

Hannah Rögele



Kandelaberbekrönung
Mittel- oder Osteuropa,
Anfang 20. Jh.
Messingbronze, gegossen,
getrieben, profiliert
34,2, × 20,5 cm
ÖMV 60.523

Das als »Kandelaberbekrönung« inventarisierte Objekt zeigt einen Davidstern und die Kopfbedeckung eines Hohepriesters. Es diente als dekorativer Aufsatz für einen Leuchter, an den es angeschraubt wurde. Aus der Patriotischen Kriegsmetallsammlung stammend, kam es 1924 über das Militärliquidierungsamt ins Museum.



Davidstern – Symbol des Judentums

Der Davidstern (hebr. *Magen David* = Schild Davids) ist heute das bekannteste Symbol des Judentums. Es handelt sich dabei um einen sechszackigen Stern (Hexagramm), der aus zwei Dreiecken, dem Anfangs- und Endbuchstaben des Namens »David«, gebildet wird. Die früheste bekannte Darstellung des *Magen David* als speziell jüdisches Symbol findet sich auf dem Emblem der jüdischen Gemeinde Prag im 16. Jahrhundert. Ab dem 17. Jahrhundert ist er auf den offiziellen Siegeln vieler jüdischer Gemeinden zu finden und taucht als Motiv in synagogalen Ornamenten auf.

Im Nationalsozialismus änderte sich die Bedeutung des Sterns, er wurde zum Symbol für Ausgrenzung, Vertreibung und Vernichtung der Juden. Die Kennzeichnung erfolgte unter anderem durch den aufgenähten gelben »Judenstern«, den ab 1941 alle nach den »Nürnberger Gesetzen« als Jüdinnen und Juden Verfolgten auf ihrer Kleidung tragen mussten.

Heute ist der Davidstern Teil der Nationalflagge des Staates Israel.

Paula Ustabasi



Besamim-Türmchen
Osteuropa, um 1900
Silberblech, getrieben
17,5 × 4,5 cm
ÖMV 60.665

Das Besamim-Türmchen hat ein zylindrisches Gehäuse, auf dem eine kegelförmige Spitze aufgelötet ist. Das Behältnis enthielt Gewürze, deren Duft am Ende des Schabbat eingeatmet wurde (Hawdala-Zeremonie). 1962 wurde das Objekt falsch als »Räuchertürmchen« inventarisiert, die Herkunft ist unbekannt.

Vom Kunsthandwerk zum Design



Jüdische Kunst und Formensprache wurden zunächst durch das Kunsthandwerk umgesetzt. Die ältesten erhaltenen Objekte, meist Kult- und Ritualgegenstände, stammen aus dem ausgehenden Mittelalter. Sie wurden von Juden und Nichtjuden gefertigt, verwendet und teilweise auch zweckentfremdet. So kam es zu Überschneidungen zwischen Formensprachen verschiedener Religionen. Diese Entwicklung setzte sich auch in der Neuzeit fort, eine breite Diskussion über jüdische Kunst und Formensprache, an der sich auch eine Reihe von Künstlern beteiligte, fand ab dem 19. Jahrhundert statt.

Ein Indikator für eine »jüdische Kunst« wäre die 1906 in Jerusalem gegründete Bezalel-Schule. Diese widmete sich vor dem Hintergrund des Zionismus der Etablierung eines neuen nationalen Stils. Daraus entstand ein Museum (Bezalel-Museum, heute Israel Museum), das Judaica aus allen Epochen beherbergt.

Florian Rogger



Chanukka-Leuchter
Osteuropa, um 1900
Messing, gegossen,
verschraubt
30 x 27 x 16,5 cm
ÖMV 60.541

Die bankenförmige Chanukkia mit acht Öllichtern und zwei Leuchterarmen könnte zu Chanukka und als Schabbat-Leuchter verwendet worden sein. Die Wandplatte ist mit Dekorationen und einem wahrscheinlich österreichisch-ungarischen Doppeladler über einer Menora verziert. Das Objekt kam als Teil der Patriotischen Kriegsmetallsammlung 1924 ins Museum.



»Nationale Gefühle« in der Presse

Die anfängliche Begeisterung für den Ersten Weltkrieg umfasste die gesamte Habsburgermonarchie – auch die jüdische Bevölkerung. Diese beteiligte sich nicht nur an der Patriotischen Kriegsmetallsammlung; jüdische Vereine oder Zeitungen, wie *Dr. Blochs Österreichische Wochenschrift*, das *Jüdische Volksblatt* oder die *Jüdische Volksstimme*, trugen zur Mobilisierung jüdischer Soldaten bei und dienten der Stärkung jüdischer Identität. Gleichzeitig rückten sie Patriotismus und jüdische Heldentaten in den Vordergrund, um die Loyalität gegenüber dem Kaiserhaus auszudrücken und gegen den Antisemitismus anzukämpfen.

Wenn Josef Samuel Bloch, Rabbiner und Begründer der *Österreichischen Wochenschrift*, 1922 in seinen Memoiren von »nationalen Gefühlen« schrieb, so betonte er damit die politische Solidarität gegenüber dem Habsburgerreich, in dem nicht nur viele Jüdinnen und Juden lebten, sondern zu dessen ökonomischem und kulturellem Leben sie wesentlich beitrugen.

Raffaella Sulzner



Silberbecher

Herkunft unbekannt,
1815
getrieben, graviert
15 cm × 6 cm
ÖMV 44.068

Hebr. Umschrift: »Geschenk von der heiligen
Gemeinde (= Verein) Tiferet Bachur von allen
Bachurim dem Bräutigam, dem geehrten Herrn
Schimon Düsenberg (Doisenberg?) 575 (= 1815)
nach der kleinen Zählung«

Aufschrift: »Die Kassiere: Jakob Reinitz, Hirsch
Winer, Juda Leib Priot (?), Schmucl Tusckki (?)«

Der Pokal, offenbar ein Hochzeitsgeschenk, diente
wahrscheinlich als Kidduschbecher, in welchem
bei der häuslichen Zeremonie zu Schabbat Wein
gesegnet wird. Die Gravur zeigt die Kundschafter
Josua und Kaleb, die Traube tragend. Das Museum
erwarb den Becher nach dem »Anschluss« 1938
vom Kunsthändler Victor Reitzner in Wien.



Ritual und Familie

Im Judentum bildet die Familie den Kern der religiösen Gemeinschaft: die meisten Feste werden im familiären Kreis vollzogen. Dabei kommen den einzelnen Familienmitgliedern traditionelle Rollen zu. Die Frau ist verantwortlich für das Haus. Sie bereitet den *Schabbat* vor und entzündet die Lichter am Leuchter. Der Segen der Eltern über ihre Kinder und die Tischgemeinschaft sind der Ausgangspunkt der allwöchentlichen Feier. Der Hausherr spricht den *Kiddusch*, den Segen über den Wein, der in einem Kidduschbecher weitergereicht wird. Zu Pessach wird für jeden Mitfeiernden ein eigener Becher Wein vorbereitet.

Auch in der Familie spiegeln rituelle Handlungen eine spezifische soziale Ordnung wider. Die Eltern präsentieren sich in bestimmter Form, die Kinder erleben durch die Wiederholung die Kontinuität der Ordnung und erfahren dabei überlieferte Geschichte. Die Feier in der Familie kann durch kein Ritual in der Synagoge ersetzt werden; sie ist das zentrale Geschehen im jüdischen Leben.

Marianne Stocker-Grötz





Geraubte Vergangenheit

Nach dem »Anschluss« Österreichs an das Deutsche Reich im März 1938 wurden unzählige Häuser und Wohnungen »arisiert« – so nannten die Nationalsozialisten die Enteignung jüdischen Besitzes. Darunter fielen auch Wertpapiere, Wertgegenstände oder Hausrat. Dies geschah durch Überführung an staatliche Ämter, die Gestapo oder Versteigerung der Gegenstände, oft zusammen mit der Immobilie. Durch Weiterverkauf gelangten die Gegenstände zum Teil wiederum an Museen, die dadurch zumeist keine Informationen zur Geschichte der Objekte haben.

Die persönliche Beziehung der ursprünglichen Besitzer zum Objekt kann nur noch aus der Objektbeschaffenheit erahnt werden. Enteignung und Verkauf verdecken den Blick auf die Vergangenheit des Objektes, reduzieren seinen Wert aufs Finanzielle. Was früher seinen festen Platz in der Familie hatte, fügt sich kurz darauf dem geschulten Auge des Kunsthändlers, auf der Suche nach einem gewinnbringenden Verkauf.

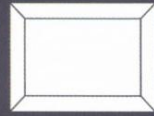
István Virág



Fotografie

Gössl, um 1930
Papier, Holz, Glas
12,7 × 16,7 cm
ÖMV 44.205

Die Fotografie stammt aus der Sammlung Konrad Mautners (1880–1924), ein dem Museum verbundener Volkskundler. 1938 brachte die NSDAP Teile der Sammlung ins Museum. 1939 kamen weitere Objekte, darunter das Foto, dazu. Hier wurde es im selben Jahr als »Lichtbild mit Jüdinnen in Tracht« inventarisiert.



Jüdinnen in Tracht?

Die drei Frauen in Tracht stehen exemplarisch für die Assimilationsdiskurse zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Antisemitismus und Zionismus stellten das gesellschaftliche Selbstverständnis des jüdischen Bürgertums in Frage, das nun begann, seine Identität zu reflektieren. In Folge dessen übernahmen viele bewusst Elemente der Mehrheitskultur, manche ließen sich taufen – so zum Beispiel Konrad Mautner, Mitglied einer Wiener jüdisch-großbürgerlichen Industriellenfamilie, aus dessen Sammlung die Fotografie stammt.

Seinen Aufgaben im väterlichen Textilunternehmen ging er nur widerwillig nach, vielmehr fand er seinen geistigen und räumlichen Lebensmittelpunkt in der bäuerlichen Kultur des Ausseer Landes. Wie bei vielen anderen spielte das »Jüdische« in seiner Identität kaum eine Rolle. Erst durch die Zuschreibung von außen wurden Menschen zu Juden – in diesem Fall die drei Sommerfrischlerinnen aus dem Umfeld Mautners durch die Inventarisierung des Fotos 1939 zu »Jüdinnen in Tracht«.

Felix Taschner



Mesusa

Nyžnia Apša (ukr.)/
Alsóapsa (ung.), Ukrai-
ne, 1. Hälfte 20. Jh.

28,3 x 4,2 cm

Holz, Papier

ÖMV 46.346

Die einfache Mesusa stammt aus Nyžnia Apša, wo vor dem Zweiten Weltkrieg eine größere jüdische Gemeinde bestand. Das Objekt wurde 1944 von Rudolf Petrowitz von dort mitgenommen, 1947 schenkte er es dem Museum.

Angebracht wird eine Mesusa am rechten Pfosten der Eingangstüre. Die Gebetsrolle wird durch eine kleine Öffnung an der Vorderseite beim Betreten berührt.



Sichtbare Zeichen

Käppchen, Schläfenlocken und Perücken sind keine geheimen Codes, die ungelesen bleiben. Ganz im Gegenteil sind *Kippa*, *Pejes* und *Schejtel* Zeichen, die allgemein als Zugehörigkeitssymbole zum jüdischen Glauben erkannt werden können.

Weniger bekannt, aber dennoch wahrnehmbarer Bestandteil des Judentums sind *Mesusot*. Es handelt sich dabei um kapselförmige Behältnisse, die am rechten Türpfosten der Eingangstüre angebracht werden. Die *Mesusa* enthält eine Schriftrolle, die mit dem Gebet *Schma Israel* (»Höre Israel«) beschrieben ist. Der auf Pergament geschriebene Segensspruch soll die Bewohner auf ihren Wegen beschützen, gleichzeitig kennzeichnet die *Mesusa* aber auch einen jüdischen Haushalt nach außen.

Nicht nur im Judentum treten Symbole sichtbar hervor, jede Religion hat ihre eigenen Zeichen und Codes entwickelt. Diese zu verwenden bedeutet nicht nur Frömmigkeit, sondern auch das Sich-Integrieren in eine bestimmte Gemeinschaft und das damit verbundene Abgrenzen von einer anderen.

Romana-Samira Polansky

Jüdischer „Haussegen“

Nr 46.346



[31]

Am rechten Türgriff der
Tür- und Nachtkammer
sind beispieles Kapseln aus
Zug, sondern auf Metall
oder Messing die auf der
gemeint pfeilförmigen
ist verformungsvoll und
so in den Griff der ringen
liegt. Auf die Spitze der
Kapsel auf dem kleinen Fingerring
feststecken und von dem Ring
die Tür hochziehen mit einem
Finger berührt werden können
zum Schutz gegen Abriegelung
ist der Messingblock auf
dem Schloss d. Türschloß oder
nachher sein!

»Jüdischer Haussegen«

Rudolf Petrowitz,
August 1944
Österreichisches
Museum für Volks-
kunde, Archiv



Bedenkliche Erwerbungen

Mit der Eroberung der »Ostgebiete« im Zweiten Weltkrieg begann der wohl größte systematische Kunst- und Kulturdiebstahl in der Geschichte. Über den Raub von Gegenständen durch die Wehrmacht im privaten Kontext ist jedoch bislang wenig bekannt. Abgesehen davon, ob Dinge materiellen Wert besitzen oder nicht, erinnern sie die Person, die einen Gegenstand geraubt hat, ebenso wie denjenigen, dem er geraubt wurde, zwingend an ein ganz bestimmtes Ereignis. Eine *Mesusa* aus Holz mag wertlos sein, dennoch gehörte sie zu einem jüdischen Haus und wurde beim Betreten berührt. Sie war an den Ort gebunden.

War das Mitnehmen oder Abreißen dieser *Mesusa*, die den Gottesnamen enthält, für die Bewohner ein zusätzliches Zeichen von Missachtung religiöser Gefühle? War das Haus bereits verlassen, als sie vom Türstock entfernt wurde oder lebten die Bewohner zu dem Zeitpunkt noch? War die Gebetskapsel eine »Trophäe«? Heute sind wir mit diesen beunruhigenden Fragen konfrontiert, auf die wir keine Antwort wissen.

Mareile Haimerl



Keramik

Stoob, um 1950
Ton, handmodelliert
15,5 × 10,5 cm
ÖMV 47.242

Das maskenhafte Halbre relief wurde in einer Töpferei in Stoob (Burgenland) gefertigt. 1950 widmete der Töpfermeister Johann Graf die Keramik dem Museum; sie wurde mit der Bezeichnung »Alter Jude« inventarisiert. Hintergrund und Entstehung des Objektes sind unbekannt.



Typisch jüdisch?

Was ist typisch jüdisch? Noch nahezu 70 Jahre nach dem Holocaust ist das Bild des »Juden« in unseren Köpfen durch Stereotype geprägt: Schläfenlocken, hakenartige Nase und orientalisches Aussehen verweisen auf charakteristische Merkmale, wie sie einst im nationalsozialistischen Wochenblatt »Der Stürmer« verbreitet wurden.

Die Zuordnung »jüdisch« fixiert den Blick auf das vorhandene Klischee ohne es genau zu hinterfragen. Sind Karikaturen und stereotype Darstellungen von Juden antisemitisch? Wer stellte wen dar und zu welchem Zweck? Oft ist dies erst durch den Kontext zu erfahren. Im Fall des »Alten Juden« bleibt die Frage unbeantwortet. Stellt die Keramik überhaupt einen Juden dar oder ist das »Jüdische« eine später erfolgte Interpretation?

Vermeintlich »typisch Jüdisches« ertappt uns bei unseren eigenen Vorurteilen und Klischees und hilft vielleicht, diese zu hinterfragen.

Elfriede Linsbauer



Drei Mazzes

Eisenstadt, vor 1952

Getreidemehl

17 x 16 cm

ÖMV 48.214/abc

Die Herkunft der Mazzes ist unbekannt. 1952 wurden sie vom Direktor des Burgenländischen Landesmuseums dem Museum geschenkt. Die Mazze/Mazza ist ungesäuertes Brot aus Mehl und Wasser, das zu Pessach zur Erinnerung an die Befreiung aus der ägyptischen Sklaverei gegessen wird.



Pessach im Burgenland

Die jüdischen Gemeinden des Burgenlandes, die so genannten *Schewa Kehillot* (Siebengemeinden), galten als besonders religiös und traditionsbewahrend. Während in Wien das jüdische Bürgertum sich weitgehend an die Mehrheitskultur angepasst hatte, schien im Burgenland die Zeit still zu stehen. Pessach, einer der höchsten Feiertage des Judentums, wurde jedoch hier wie dort gefeiert. Die *Mazza*, ein aus Wasser und Mehl gebackenes, ungesäuertes Brot, das zum Pessachfest verzehrt wird, sah überall gleich aus und schmeckte auch gleich.

Was ist daher das Besondere an einem Mazzebrot aus dem Burgenland?

Es ist wohl die Erinnerung an die Geschichte, an die Bedeutung der *Schewa Kehillot*, die als so viel religiöser galten als die jüdische Gemeinde Wiens und zu deren letzten Überresten drei Mazzes gehören. Diese lange Tradition fand 1938 ein jähes Ende, als die Juden praktisch über Nacht vertrieben wurden. Heute existieren in diesen Gemeinden nur mehr wenige Spuren des einstigen jüdischen Lebens.

Silvia Todt



Beschnidungsmesser

Westungarn, 1799

Stahl, Silber

19,8 × 2 cm

Schatulle: Holz

25 × 5,5 × 3,5 cm

ÖMV 60.664/ab

Hebr. Inschrift Schatulle: »Gelobt seist du, Herr, unser Gott, König der Welt, der du uns geheiligt hast durch deine Gebote und uns die Beschneidung aufgetragen hast.« Rückseite: »Der Handwerker Mordechai, Sohn des ehrwürdigen Herrn Rabbi Elieser im Jahr 559 (= 1799) nach der kleinen Zählung«

Das Messer und die Schatulle, die eine Beschneidungsszene sowie die Tierkreiszeichen zeigt, stammen aus dem Besitz des Mohel Mordechai ben Elieser. Wie bzw. wann das Objekt ins Museum kam, ist nicht bekannt. Vor 1938 war es in der »Jüdischen Sammlung« des Museums ausgestellt, seit 1992 ist es im Österreichischen Jüdischen Museum in Eisenstadt als Dauerleihgabe zu sehen.



Jüdisch werden, Jude sein

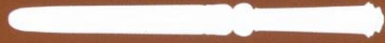
Jude ist nach jüdischem Recht (*Halacha*), wer von einer jüdischen Mutter zur Welt gebracht wurde. Wer sich dazu entschließt, zum Judentum zu konvertieren, hat eine Reihe von Schritten zu bewältigen. Grundlegend sind, neben dem Erlernen des Hebräischen, das Studium der heiligen Schriften, zumeist die Reinigung in der *Mikwe* (Ritualbad) sowie bei Männern die nachträgliche Beschneidung.

Sonst wird die männliche Beschneidung am achten Tag nach der Geburt vorgenommen. Hier erhält der Junge seinen jüdischen Namen, mit dem er am *Schabbat* nach seinem 13. Geburtstag (*Bar Mitzwa*) zur Toralesung aufgerufen wird. Er ist nun vollwertiges Mitglied der Gemeinde. Mädchen werden weder beschnitten noch werden die Feierlichkeiten zu ihrer Volljährigkeit (*Bat Mitzwa*) in allen Gemeinden begangen.

Was es heißt jüdisch zu leben, wie und ob jüdische Tradition eingehalten und wie streng religiöse Gebote interpretiert werden, sind Fragen mit so vielen Antworten, wie es Jüdinnen und Juden gibt.

Silke Schörgi





Die Verbesserung der Welt: Beschneiden und Schächten

Am achten Tag seines Lebens wird ein jüdischer Junge beschnitten, um in den Bund Abrahams aufgenommen zu werden (Gen 17,10–14). Dabei wird die Vorhaut am Penis durch einen *Mohel* (Beschneider) mit dem Beschneidungsmesser entfernt. Für das Ritual wird neben dem Messer auch eine sichelförmige Klemme benötigt. Diese ist notwendig, um die Blutung zu stillen und Infektionen zu verhindern. Der *Mohel* kann gleichzeitig auch *Schochet* (Schächter) sein, da beide über eine medizinisch-anatomische Ausbildung verfügen und in den religiösen Regeln unterwiesen sind. Das Messer ist in beiden Ritualen von großer Bedeutung und muss makellos glatt und scharf sein. Beschneidung und Schächten verbinden den gläubigen Juden mit Gott, sie verbessern die Schöpfung durch eine menschliche Handlung. Daher zählen sie zu den wichtigsten Ritualen des Judentums.

Barbara Paulmayer



Besamim-Türmchen
Osteuropa, um 1900
Messingblech, getrie-
ben

23,5 × 5,7 cm
ÖMV 60.529

Die Besamimbüchse kam 1924 im Rahmen der Patriotischen Kriegsmetallsammlung in das Museum. 1962 wurde das Objekt, dessen Herkunft unbekannt ist, das erste Mal inventarisiert. Der stilisierte Behälter enthielt wohlriechende Gewürze für die häusliche Hawdala-Zeremonie zu Ende des Schabbats.



Diaspora im Gegenstand

Jüdische Kunst und Kultur wurden in der Diaspora nicht unwesentlich von der nichtjüdischen Umgebung mitgeprägt. Dies betrifft auch die Ausgestaltung von Ritualgegenständen. So erkennt man etwa in der Form eines Besamim-Türmchens gotische Elemente, die an die Architektur christlicher Sakralbauten erinnern. Vielleicht war die Besamimbüchse, wie viele Ritualgegenstände, von einem nichtjüdischen Handwerker angefertigt worden, vielleicht handelte es sich auch um eine bewusste Stilübernahme als Zeichen der Zugehörigkeit zur Mehrheitsgesellschaft und in diesem Sinne identitätsstiftend.

Diaspora bedeutet einerseits Kontinuität und Rückbesinnung und andererseits Wandel und Kulturtransfer. Beides spiegelt sich in der Gestaltung von Alltagsgegenständen wider. Die Frage ist also, welche tradierten Elemente bestehen bleiben und welchen Einfluss das neue Umfeld auf die Gestaltung der Dinge nimmt.

Florian Grundmüller



Knochen

Herkunft unbekannt,
ohne Datierung
abgesägtes Stück eines
Tierröhrenknochens
16,5 × 4,6 cm
ÖMV 60.668

Handschriftlicher Vermerk auf der Rückseite:
»Flatshin« (Schienbein)

Ursprünglich aus einem älteren Bestand des Museums, wurde der Knochen 1962 als »jüdisches Kultgerät (?)« nachinventarisiert. Die gebratene Lammkeule mit wenig Fleisch gehört zu den rituellen Speisen des Sedermahles zu Pessach. Ob der Knochen tatsächlich in diesem Kontext verwendet wurde und von welchem Tier er stammt, ist unklar.



Rituelles Essen – essbares Wissen?

Das Pessachfest, das in Andenken an die Befreiung der Israeliten aus der ägyptischen Sklaverei gefeiert wird, zählt zu den zentralen Festen des Judentums.

Das einleitende Sedermahl geht mit einer Reihe ritueller und symbolischer Praktiken einher. Die rituellen Speisen stellen hierbei eine Art Leitfaden dar. Sie führen unmittelbar zu den Geschichten und »Erinnerungen«, die mit ihnen verknüpft sind. So steht beispielsweise das Salzwasser, das zum Eintunken benutzt wird, für die vergossenen Tränen und das Bitterkraut (*Maror*) für das bittere Schicksal der Knechtschaft. Der Knochen (*Seroa*) symbolisiert das Pessachlamm, welches am Abend vor dem Auszug geopfert wurde. Die begleitenden Geschichten, die durch die Speisen erzählt, erlebt und repräsentiert werden, sollen religiöses Wissen und eine fühlbare Nähe zur Vergangenheit vermitteln. Neben der Verinnerlichung dieser Werte dient rituelles Essen immer auch der bewussten Inszenierung und Aktualisierung soziokultureller Identitätsmuster.

Lisa Bickel

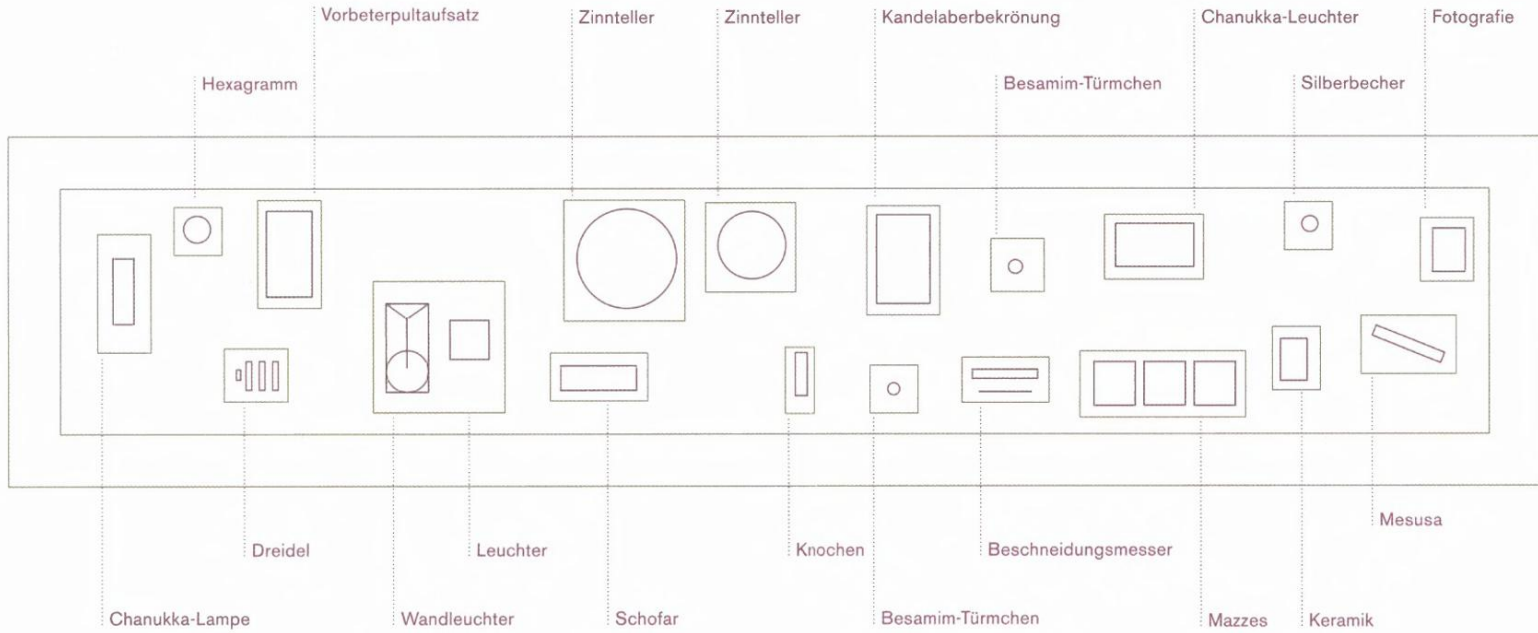
Verzeichnis der Autorinnen und Autoren

- Jutta Aicher**, studiert seit 2007 Europäische Ethnologie und Kunstgeschichte in Wien. Das Seminar ermöglichte ihr den ersten näheren Kontakt mit jüdischer Geschichte.
- Lisa Bickel**, studiert seit 2009 Europäische Ethnologie in Wien. Ihre erste und nachhaltig wirkende Berührung mit dem Jüdischen war die Musik. Derzeit gilt ihr Interesse v. a. Ernährungsfragen in Geschichte und Gegenwart sowie dem noch jungen Feld der *Human Animal Studies*.
- Jennifer Carvill**, studierte Archäologie an der Universität Durham (BA) sowie *Museum Studies* an der Universität Leicester (MA). Seit 2010 arbeitet sie an ihrer Dissertation am Institut für Geschichte der Universität Wien. Forschungsschwerpunkt: Museen in den 1930er Jahren.
- Laura Gozzer**, studiert seit 2009 Europäische Ethnologie und Geschichte in Wien. Neben ihrem gegenwärtigen Forschungsinteresse an Stadtanthropologie und materieller Kultur eröffnete ihr die Arbeit am Objekt neue Perspektiven hinsichtlich der Klangforschung.
- Florian Grundmüller**, studiert seit 2009 Europäische Ethnologie in Wien. Das Seminar ermöglichte ihm einen Zugang zur Museumsarbeit und zum Jüdischen. Sein aktuelles Forschungsinteresse liegt in der Protestforschung und durch die Beschäftigung mit dem Objekt auch auf der Diaspora im Gegenständlichen.
- Raphaela Hafellner**, studiert seit 2009 Europäische Ethnologie in Wien. Ausschlaggebend für den Besuch der Lehrveranstaltung waren ihr Interesse für die Geschichte Wiens um 1900 und die Möglichkeit, Einblicke in die Ausstellungsarbeit zu gewinnen.
- Mareile Haimerl**, studiert Europäische Ethnologie auf Diplom im zweiten Abschnitt. Das Interesse an der Darstellungsform eines zum Teil tabuisierten Themas in einem Museum war ausschlaggebend für den Besuch der Lehrveranstaltung.
- Katrin Helm**, studiert seit 2008 Europäische Ethnologie in Wien. Sie ist begeisterte Museumsbesucherin und hat seit ihrer Schulzeit am Erzbischöflichen Gymnasium in Niederösterreich Interesse an religiösen Themen.
- Birgit Jöhler**, studierte Volkskunde/Europäische Ethnologie und Romanistik in Wien. Seit 2008 ist sie Kuratorin im Österreichischen Museum für Volkskunde. Die Mitarbeit an »Freuds verschwundene Nachbarn« (2003) gab den Impuls für die weitere Arbeit zu den Themen jüdische Geschichte und Nationalsozialismus.
- Eva-Maria Kratzer**, studiert seit 2009 nebenberuflich und im zweiten Bildungsweg Europäische Ethnologie, im Ergänzungsfach Judaistik. Das Interesse

- an jüdischer Kulturgeschichte war ausschlaggebend für den Besuch der Lehrveranstaltung.
- Heribert Leschanz**, studiert Europäische Ethnologie, Religionswissenschaft und Slawistik im Erweiterungscurriculum. Am Projekt interessierte ihn vor allem die religiöse Seite des Jüdischen.
- Elfriede Linsbauer**, seit 2008 Studium der Europäischen Ethnologie und Kunstgeschichte im Wahlfach. Auf Reisen, v.a. in Südamerika, wurde sie als Österreicherin mit dem Holocaust konfrontiert. Diese Erlebnisse waren ausschlaggebend für den Besuch der Lehrveranstaltung.
- Barbara Paulmayer**, studiert seit 2007 Europäische Ethnologie in Wien. Schon früh legte sie den Schwerpunkt auf Museologie und Ausstellungsorganisation und absolvierte 2009 ein Volontariat im Österreichischen Museum für Volkskunde. Seit 2001 ist sie dort freiwillige Mitarbeiterin.
- Romana-Samira Polansky**, studiert seit 2006 Kunstgeschichte in Wien und absolviert Lehrveranstaltungen an der Theaterwissenschaft und Europäischen Ethnologie. Erste Ausstellungserfahrungen sammelte sie jüngst im Rahmen der Sonderausstellung »Badewonnen« im Museum Brennpunkt.
- Florian Rogger**, war berufstätig, bevor er 2006 mit dem Studium der Politikwissenschaft in Wien begann. Er beschäftigt sich im Rahmen von Lehrveranstaltungen an verschiedenen Instituten mit dem Nahostkonflikt und dem Judentum.
- Hannah Rögele**, Studium der Europäischen Ethnologie seit 2009 in Wien. Ihr aktueller Interessensschwerpunkt ist Kultur im urbanen Raum.
- Ida Rupp**, studiert seit 2008 Europäische Ethnologie mit Klassischer Archäologie und Kunstgeschichte als Erweiterungscurriculum in Wien. Das Interesse am Seminar lag auf der Praxis der Ausstellungsgestaltung sowie an der besonderen Thematik.
- Charlotte Sabath**, studierte am Institut für Geschichte in Wien, seit 2011 dort Dissertantin. Mitarbeit an einer Ausstellung zum Ersten Weltkrieg im Österreichischen Staatsarchiv. Ihr Forschungsschwerpunkt ist die urbane Kultur der späten Neuzeit und des frühen 20. Jahrhunderts.
- Silke Schörgi**, studiert Psychologie und Europäische Ethnologie in Wien. Seit 2011 arbeitet sie zudem im Pressebüro des Jüdischen Museums Wien.
- Barbara Staudinger**, studierte Geschichte, Theaterwissenschaften und Judaistik in Wien. Seit 1998 ist sie Mitarbeiterin am Institut für jüdische Geschichte Österreichs, 2005–2007 Kuratorin am Jüdischen Museum München. Forschungsschwerpunkte sind jüdische Geschichte der Frühen Neuzeit und jüdische Kulturgeschichte.
- Marianne Stocker-Grötz**, Ergotherapeutin und Lehrerin für Biografiearbeit in der Sozialbetreuung, dabei Arbeit mit KZ-Überlebenden. Sie studiert seit 2005 Europäische Ethnologie und Geschichte in Wien.

- Raffaella Sulzner**, studiert seit 2009 Europäische Ethnologie sowie Kultur- und Sozialanthropologie in Wien und absolvierte ein Praktikum am Österreichischen Museum für Volkskunde. Ihr Interesse an materieller Kultur motivierte sie zum Besuch der Lehrveranstaltung.
- Felix Taschner**, studiert seit 2008 Europäische Ethnologie und Geschichte in Wien, davor Grundstudium der Vergleichenden Kulturwissenschaft und Geschichte in Regensburg. Das Ausstellungsobjekt ist Ausgangspunkt für seine Diplomarbeit zur materiellen und visuellen Kultur.
- Silvia Todt**, studiert Kultur- und Sozialanthropologie und Europäische Ethnologie in Wien. Ihr Studienschwerpunkt liegt in der Öffentlichkeits- und Museumsarbeit. Im Sommer 2011 folgt ein Volontariat im Österreichischen Museum für Volkskunde.
- Paula Ustabasi**, studiert neben ihrem Beruf seit 2007 Publizistik und Kommunikationswissenschaften. Die Teilnahme an dem Seminar beruht auf dem großen Interesse an jüdischer Kultur und der Möglichkeit, aktiv an einer Ausstellung mitzuwirken.
- István Virág**, studiert Politikwissenschaft in Wien. Für ihn ist die Beteiligung an einem Museumsprojekt eine Premiere, die Auseinandersetzung mit der Enteignung von Jüdinnen und Juden eine Ergänzung zu seinem Forschungsschwerpunkt Osteuropa.
- Lisa Welzel**, studierte Wirtschaft in Köln, seit 2009 Studium der Europäischen Ethnologie in Wien. Das Interesse an Ausstellungsgestaltung und Museumsarbeit wurde v. a. durch die Praktika im Museum für Europäische Kulturen in Berlin und im Museum für Volkskunde in Wien geweckt.

Ansicht Objektisch





1938, unmittelbar nach dem »Anschluss« Österreichs an das Deutsche Reich, wurde die bis dahin in den Räumen des Museums für Volkskunde gezeigte Sammlung Judaica von den Verantwortlichen des Museums magaziniert.

Heute, 73 Jahre später, bearbeiten Studierende eines Seminars am Institut für Europäische Ethnologie der Universität Wien 20 Objekte aus diesem Fundus und stellen Fragen nach dem historischen und kulturellen Kontext der Dinge. Diskurse und Praktiken musealer Arbeit in Vergangenheit und Gegenwart begleiten die Auseinandersetzung mit diesen Gegenständen.